

# **Landesbibliothek Oldenburg**

## **Digitalisierung von Drucken**

[urn:nbn:de:gbv:45:1-56460](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:45:1-56460)



# Der Beobachter

## Ein Volksblatt.

Erscheint wöchentlich zwei Mal — Mittwochs und Sonnabends — in 1/2 Bogen. Der Vorausbezahlungspreis beträgt für das Quartal 36 Grote. Auswärtige Bestellungen übernehmen alle Postexpeditionen; hiesige die Verlags-Druckerei von H. Klesser, Haarenstraße 44. Anzeigen werden die Zeile oder deren Raum mit 1 Grote bezahlt.

XIII. Jahrgang.

Sonnabend, den 19. Januar 1856.

N<sup>o</sup> 5.

### Henri Montagne.

Von Ernst Wilhelm Ludwig.

(Fortsetzung.)

Am nächsten Abend saß Henri bleich und abgesspannt in seiner Wohnstube, den Kopf auf die Hand gestützt, mit seinem Freunde Emil.

„Bleibe Du mir treu, mein bester, bester Emil,“ bat er, seine Rechte fassend, „und vergieb mir mein Betragen von gestern Abend. Ich wusste nicht, was ich sprach oder that; die plötzliche Nachricht von Madelaine's Verlobung und so baldiger Hochzeit, die die einzige Hoffnung meines ganzen Lebens mit einem Schlage vernichtete, hatte mich rasend gemacht. — O mein Emil, könntest Du empfinden, was ich fühlte, gewiß, Du würdest mich entschuldigen! Doch nein, mögest Du es nie in Deinem Leben empfinden — es ist zu gräßlich!“

„Ich vergebe Dir Alles. Aber Henri, Henri, ich bitte Dich, wache über Dich und Deine Leidenschaften!“

„Ich verspreche es Dir. Aber darum ängstige Dich nicht, ich schwöre es Dir zu, daß kein Rachegeanke gegen Pierre und Madelaine in meinem Herzen ist; nicht der leiseste, geschweige denn ein Blutgeanke. Hier lege die Hand auf meine Brust, ist es nicht ruhig da drinnen? Keiner kann auch noch jetzt das Mädchen so lieben, wie ich. Ich wünsche ihr das schönste Erdenloos auch an der Seite ihres Bräutigams; aber ich glaube nicht daran. — Du sollst sehen, sie wird nie glücklich. Und das hat kein Anderer Schuld, als der verdammte Filtz Robert.“

„Der soll, wie ich heute vernommen habe, gar nicht von der Verlobung seiner Nichte erbaut sein.“

„Vielleicht sähe er lieber, daß sie niemals heirathete, damit das ganze Vermögen seines Bruders einst auch noch seiner schielenden Jeannette zufiele.“

„Mag sein.“

Wieder war ein Monat verstrichen seit dem letzten unglückseligen Abende. Die mildere Luft hatte neues Leben der Pflanzenwelt eingehaucht; schon kniehoch hob sich das üppige Korn auf den fruchtbaren Gefilden, und frisches Grün schmückte die Wälder, als Henri eines Abends bei hereinbrechender Dämmerung, die Doppelflinte über die Schulter gehängt, seine Behausung verließ, um am nahen Gewässer auf wilde Enten und sonstiges Geflügel Jagd zu machen. An einem Stege, von wo ab rechts der Weg nach Pierre's Hofe, links der Pfad nach seinem Ziele führte, blieb er ungeschlüssig stehen.

Wohl eine Viertelstunde weilte er hier, mit sich selber kämpfend. Einige Männer gingen an ihm vorüber; er achtete ihrer nicht und erwiderte nur gedankenlos den ihm gebotenen Gruß.

„Ich kann nicht weiter!“ — sagte er vor sich hin, „Gentner hängen sich an meine Füße. — Dort liegt es vor mir im hellen Mondenscheine, das Haus, in dem ich die seligsten Stunden meines Lebens verbrachte — jetzt mir zur Fremde geworden, und doch noch jetzt auch mein Theuerstes auf Erden umschließend — Madelaine! — Was sie wohl macht? Ob sie meiner noch gedenkt? Ob sie in den Armen des Bräutigams — —? Hin, hin, ich muß sie sehen! Verflohlen schleich' ich mich an's Fenster, und wenn ich sie gesehen habe, dann — ja ich glaube, dann werde ich ruhiger sein.“

Pierre und seine Tochter saßen am selben Abende allein in dem geräumigen Wohnzimmer. Letztere, bleich wie ein Marmorbild, nähte an ihrer Aussteuer, und helle Thränen perlten mitunter auf die blendend weiße Leinwand herab. Das rothwangige, lebensfrohe Mädchen von vordem — die blasse, wehmüthige Braut jetzt — welch' ein Abstand! Der Hausherr war mit der Zeitung beschäftigt und kein Wort wurde gewechselt zwischen Beiden.

„Ging da draussen nicht Jemand?“ fragte Pierre, das Haupt ein wenig erhebend.

„Ich hörte nichts,“ war die leise Antwort der Jungfrau, und kaum daß sie es ausgesprochen — da knallten zwei Schüsse hinter einander. Klirrend zersprangen die Fensterscheiben, und Vater und Tochter wälzten sich in ihrem Blute.

Erschrocken stürzte das Gesinde herein und schlug jammernd die Hände über dem Kopfe zusammen über den gräßlichen Doppelmord.

„Henri!“ höhnte der sterbende Pierre.

„Nein, nein!“ hauchte Madelaine.

Am andern Morgen war eine Commission des Gerichts an dem Orte der Frevelthat; eine genaue Untersuchung wurde eingeleitet, Pierre's Leichnam besichtigt und die noch lebende Madelaine und sämtliche Diensthoten zu Protokoll vernommen.

Einer von ihnen hatte das letzte Wort ihres Brodherren, jenes furchtbar anklagende „Henri“ vernommen und theilte auch dies pflichtschuldigt dem Richter mit. — Madelaine, befragt, ob sie auf irgend Jemand Verdacht habe, antwortete verneinend und bestritt mit letzter Kraft, daß der junge Montagne den Mord verübt haben könne. Ihr liebendes Herz verabscheute diesen Gedanken.



In einigen Stunden war auch sie eine Leiche. — Ein großes Gefolge begleitete die unglücklichen Opfer zu Grabe, alle Verwandte und Freunde hatten sich zur Erweisung dieser letzten Ehre eingefunden, bis auf Robert, den, wie es hieß, der Schrecken an's Bett fesselte.

Mit der Nachricht von dem Morde, der wie ein Lauffeuer sich durchs Dorf verbreitete, tauchte auch zugleich Henri's fürchterliche Aeußerung in der Schenke wieder auf und war bald in Aller Munde. Jene Männer, die ihn am Abend zuvor mit der Flinte in der Nähe von Pierre's Hof am Stege gesehen hatten, thaten auch hiermit nicht geheim und so konnte es denn nicht fehlen, daß die allgemeine Stimme ihn sofort als den Mörder bezeichnete.

Auch das Gericht theilte diese Meinung und ließ ihn noch an demselben Tage festnehmen.

Bald war die Untersuchung im vollen Gange; alle Umstände und Begebenheiten wurden zusammengetragen, Zeugen über Zeugen wurden verhört und alle stimmten ihrer innern Ueberzeugung nach darin überein, daß nur Henri Montagne der Mörder sein könne.

Nur ein Einziger theilte nicht die Ansicht Aller, es war Emil Gaspar. — Zu tief hatte er in das Herz seines Freundes geblickt, als daß er ihn eines solchen Frevels fähig halten konnte, und er war im Stillen rastlos bemüht, Spuren eines andern Urhebers desselben auszuforschen, zu welchem Zwecke er auch den langjährigen Großknecht auf dem Pierre'schen Hofe, einen schon ziemlich bejahrten, umsichtigen Mann, ins Vertrauen zog und ihn bat, ihm mit offenen Augen und Ohren beizustehen, und wenn er irgend etwas Auffälliges gewahren sollte, ihm davon sofort Nachricht zu geben.

Henri verwünschte im einsamen Kerker tausendmal den unbesonnenen Ausbruch der Wuth bei der Nachricht von Madelainens Verlobung und behauptete in allen Verhören mit standhafter Ruhe seine Unschuld.

Er stellte nicht in Abrede, am fraglichen Abend, wie von mehreren Zeugen behauptet wurde, an dem nach dem Schauplatz des Mordes führenden Stege gewesen zu sein; er ging noch weiter, er gestand, daß er, um seine frühere Geliebte zu sehen, nach Pierre's Wohnung gegangen sei. Aber er wollte nur ein Paar Minuten dort am Fenster gestanden und dann, seiner ursprünglichen Absicht folgend, sich nach dem nahen Strome begeben haben, um Wasservögel zu jagen. Er hätte kurze Zeit, vielleicht zehn Minuten, nachdem er sich von dem Hause wieder entfernt, in der Richtung von dort ein paar Schüsse rasch aufeinander fallen hören, aber da das eben nichts so sehr Ungewöhnliches sei, darauf weiter gar nicht geachtet. —

Schon in der nächsten Quartalsitzung des Geschworenengerichts saß Henri auf der Anklagebank; er leugnete auch hier, wie immer, fest und standhaft, des ihm zur Last gelegten Verbrechens schuldig zu sein, und setzte allen eindringlichen Ermahnungen des Präsidenten, reuig in sich zu gehen und seine Schuld einzugestehen, um sich dadurch zeitlicher und ewiger Gnade wieder würdig zu machen, einfach entgegen: „Ich kann es nicht!“

Aber zu viele Thatsachen sprachen gegen ihn, zu groß war der Verdacht, als daß seine Unschuldsbetheuerungen ihn hätten entkräften können; selbst sein Verteidiger glaubte nicht an seine Unschuld und noch weniger seine Richter; Alle hielten ihn für einen Heuchler, für einen verstockten Sünder, und so konnte es denn nicht anders kommen, als daß er nach kurzer Verathung des Doppelmordes schuldig erkannt und vom Gerichtshofe, noch in besonderm Anbe-

tracht seines hartnäckigen Leugnens, zum Tode verurtheilt wurde.

Ohne die Fassung zu verlieren, hörte er diese furchtbare Sentenz verlesen. —

„Ich habe es erwartet. Der Schein ist wieder mich; aber ich sterbe unschuldig,“ war Alles, was er sagte.

„So jung noch und so verstockt; Gott im Himmel, welch ein Ungeheuer!“ murmelte einer der Richter, ein achtzigjähriger Greis kopfschüttelnd vor sich hin.

Auch alle Anderen waren tief ergriffen von Abscheu und Mitleid, und Schweigen des Todes herrschte im weiten Gerichtssaale sowohl, als auf den Tribünen, als der zum Blutgerüst verdamnte Jüngling den Raum verließ, um in seinen Kerker zurückgeführt zu werden.

Das Urtheil war in höchster Instanz bestätigt und unterschrieben, der Tag der Hinrichtung festgesetzt und dem Verurtheilten in üblicher Weise zur Kenntniß gebracht.

Ein Geistlicher wurde ihm zugeschickt, um ihn auf die letzte bange Stunde vorzubereiten, und noch einmal bot dieser würdige Mann, wie er schon früher gethan, die ganze Fülle seiner Beredsamkeit auf, um ihn noch jezt zum Geständniß zu bringen. Aber vergebens! — Vergebens führte er ihm Himmel und Hölle, Zeit und Ewigkeit, alle Lehren der heiligen Schrift und der Moral zu Gemüthe.

„Bedenken Sie, junger Mann, daß Sie schon morgen vor dem ewigen Richterstuhle des allwissenden Gottes stehen werden, wo keine Lüge und keine Verstellung mehr gilt,“ schloß er mit erhobener Stimme seine Ermahnungen.

„Das thue ich, Hochwürdiger, und hier vor seinem Angesichte und an den Pforten der Ewigkeit wiederhole ich Ihnen, daß ich nichts einzugestehen habe,“ entgegnete Henri, und traurig entfernte sich der Priester.

Henri blieb mit sich und seinen Gedanken allein, kein Laut störte die Stille, als der gleichmäßige Schritt der Schildwache im Corridor vor seiner Zelle. Stamm lehnte er sich noch eine Weile an die Wand und schaute hinaus durch das engvergitterte Fensterchen zum blauen Himmel empor und die Strahlen des Mondes beleuchteten sein blaßes Antlitz.

„Wie hell der Mond scheint! — Mir zum letzten Mal. — So schien er auch in jener unglücklichen Mordnacht,“ rief er schmerzlich aus und warf sich aufs Lager, wo bald der Schlaf auf den Armen sich niedersenkte.

Wiederum hielt der Greis inne und wischte sich die Augen; auch in den Augen seines Sohnes glänzten Zähren des Mitleidens mit dem unglücklichen Henri Montagne, und seine Tochter weinte voll Rührung still vor sich hin.

„Kinder,“ begann der Alte wieder, „meine Geschichte ist noch nicht zu Ende.“

Das Rasseln der schweren Kiesel an der Thür seines Kerkers weckte den Schläfer, die Thür ging auf und der Präsident des Gerichtes trat herein.

„Ist die Stunde der Erlösung schon da?“ fragte Henri noch halb träumend.

„Junger Mann,“ erwiderte der Präsident, „wenn Sie wahrhaftig unschuldig sind, so danken Sie Ihrem Schöpfer, und hoffen Sie, daß Ihre Unschuld an den Tag komme. Ihren Freunden ist es gelungen, Spuren eines Andern zu entdecken, eine neue Untersuchung wird deshalb sofort eingeleitet werden. Ihre Hinrichtung ist vorläufig aufgeschoben.“

Wie Engelmelodien erklangen Henri diese Worte; nicht nur Lebenshoffnung kehrten ihm zurück an der Schwelle des Grabes, nein! auch die für ihn schönere Hoffnung, sich gereinigt zu sehen in den Augen der Welt von der schreck-



lichen Schuld des Mordes. — Krampfhaft zuckten alle seine Muskeln, seine Glieder versagten ihm den Dienst; zu plötzlich, zu gewaltig durchbebt ihn diese Nachricht, und er sank bewußtlos hin zu den Füßen des Präsidenten. —

Ich muß jetzt wieder etwas zurückgreifen.

Emil hatte trotz der Verurtheilung seines Freundes nie sein Vorhaben aufgegeben, ihn zu retten, wenn er auch am Gelingen verzweifelte; und hastig war er emporgesfahren, als am Morgen des, dem zu Henri's Hinrichtung festgesetzten, vorübergehenden Tages Charles, der Großknecht auf dem Pierre'schen Hofe, mit geheimnißvoller Miene zu ihm in das Zimmer trat.

„Hast Du was entdeckt, mein Freund?“

„Ich hoffe, Herr Gaspard! In dem Weizenstücke vor unserm Hause habe ich heute Morgen in der Frühe, als ich zufällig ein Stück Vieh hinausjagte, diese alte Doppelflinte gefunden und dabei ist mir bei mehrerem Nachsinnen eingefallen, daß ich diesen Sommer Robert Pierre einige Male auf verschiedenen Wegen quer durch dieses Feld habe gehen sehen, langsam und mit gesenktem Haupte, als ob er etwas suche.“

„Gelobt sei Gott! jetzt hoffe ich meinen armen Henri noch retten zu können.“ (Schluß folgt.)

### Tages-Chronik.

□ (Gingesandt.) — **Wart-Verkauf.** —

Müller. Na Schulze, das ist wieder ein Jur.

Schulze. Was denn?

M. Mit dem Warte, mein' ich, weißt Du die Geschichte noch nicht einmal?

S. Na!

M. So höre: Ein gewisser Jemand zwischen A und B verkauft einem Andern seine Warenvolle, die er im Gesichte trägt, vor Kurzem für 4 Thaler. Dieser hält ihn beim Wort und als der Barbier mit Scheere und Messer bereit steht, um diese Prozedur zu vollziehen, da — zieht sich der Verkäufer zurück, ist das nicht ein Hauptwis? S. Freilich! — So is es!

□ Die Renaldinianer aus dem Vareler Busch oder Gott weiß welchem furchtbaren Walde machen die Umgegend Varels wieder unsicher, es sind dort kürzlich wieder räuberische Anfälle vorgekommen, man bezeichnete einen auch hier bekannten Kaufmann aus Varel, der dort angefallen und sogar ermordet worden sein sollte, dessen Bestätigung aber bis jetzt noch fehlt.

□ (Gingesandt.) Ein Nachtwandler und ein Hund. Tragödie in zwei Acten.

Erster Akt.

Hund (kömmt auf die Stase gelaufen). Wau! Wau! Wau!

Nachtwandler. Ja töf, id will die gliel bewauen, du schaff 'ne fette Prife weren, dat Hundgeld is mi fäker un de Brüche darto (er sperrt den Hund ein und bringt ihn nach einigen Tagen seinem Herrn, der ihm die ausgelobte Summe und die Brüche vorläufig zahlt).

Der zweite Akt.

(wird wohl nächstens nach amtlichem Spruch uns zukommen, da der erste „in Sachen“ ging).

□ (Gingesandt.)

Wenn Gener weef wie Genem is,

Wenn Gener drei Pistolen — mißt.

So geht er bei, sagt Andrees, und fragt bei einem Bekannten, ob er ihm nicht für einen guten Freund drei Pistolen pumpen kann, und wenn dieser Bekannte kein Freund von saulen Fischen ist, so geht man schnell zu dem guten Freunde und macht den Bekannten schlecht; und dann geht man bei, sagt Andrees, und stellt sich — dickköppig. —

□ Folgenden Auszug entnehmen wir der „D. Ref.“, der unseren Lesern nicht uninteressant erscheinen dürfte:

„Münzen-Parlament.“

Die Zuschauerräume waren überfüllt. Auf der Diplomatentribüne befand sich Herr v. Rubel, Rußlands Gesandter, Herr Napoleon d'Or, der Vertreter Frankreichs, Lord Pfund, der englische Geschäftsträger, so wie auch der päpstliche Scudi.

Ein österreichische Fünf-Gulden-Banknote

(besteigt den Präsidentensstuhl und spricht:) Meine Herren! Ich bin ganz unparteiisch, weil ich auf gar keinem Münzfuß lebe, und so geduldig, als man es von einem Papier nur immer verlangen kann. Deshalb hat man mich dazu bestimmt, Ihre Verhandlungen zu leiten. Ich begrüße Sie im Namen meiner Regierung. (Sämmtliche Münzen klimpfern Beifall.) Meine Herren Thaler, Gulden, Silbergroschen, Neugroschen und wie Sie heißen mögen, Sie sind lauter Herren von ächtem Schrot und gutem Klang! Sehen Sie Ihre Persönlichkeit bei Seite, wenn es sich darum handelt, durch Einschmelzen eine Einigung Deutschlands herzustellen. (Mehrere kurhessische, waldeckische und Lippe-detmoldische Thaler schütteln ihre Köpfe.)

Ein preussischer Thaler.

Meine Herren, die Reinheit meines Charakters versteht sich an meinem Rande, und was ich bin, das ist an mir ganz scharf ausgeprägt; ich bin ein Preusse und glaube, daß es keine geschiedtere Münze gibt als — Thaler. Ich wünsche sehr, daß die Süddeutschen unsern Feingehalt annehmen. Wollten wir auch das bairische System bei uns einführen, es geht nicht; was in Baiern einen Gulden kostet, das kostet bei uns doch immer einen Thaler. Meine Herren, Preußen rechnet bequem, das wird Niemand abstreiten können.

Ein bairisches Guldenstück.

Es ist natürlich, daß die preussischen Thaler dicker thun und größere Rollen spielen, als wir Guldenstückeln. Aber die Thaler sollen nicht so hart sein, sondern was nachlassen. Ich schlage vor, den Sechser auf sieben Kreuzer zu erhöhen und eine Münze zu schlagen, welche 10 solche gute Sechser oder 20 Silbergroschen gilt. Diese Münze würde ich aber weder Gulden noch Thaler heißen, sondern „Reichsverweiser“, mit der Umschrift: „Kein Preußen, kein Oesterreich, sondern nur Geld“. — Zwei Reichsverweiser machen dann 2 fl. 20 kr. oder 40 Silbergroschen und den dreifachen Betrag haben wir schon im Champagnerthaler.

Ein sächsisches Neugroschenstück

(tritt auf; Heiterkeit.) Meine Härn (große Heiterkeit) ich



weeß wirklich nich, was diese allgemeine Heiterkeit — (Gelächter). Wenn sie färtig sind, werd ich ahnfangen. (Pause). Wir legen der Einigkeit Deutschlands nichts in den Wäg, aber die Neugroschenstücke müssen jedenfalls peipehalten werden. Ich habe gesprochen.

Ein Kronenthaler.

Fortschritt ist das Loosungswort dieser Versammlung. Fortschritt! Zur Zeit als wir im Glanze dastanden, war es besser! Wir Kronenthaler stammen von Alters her und sind der eigentliche Adel unter den Silbermünzen. Niemand kann leugnen, daß wir aus besserem Stoffe sind und mitleidig blicken wir herab auf die blassen schwächlichen Scheidemünzen der Gegenwart. (Großer Lärm unter den Gulden, Halbgulden u. s. w.)

Die präsidirende Fünf-Gulden-Banknote.

Ich weise den Herrn Kronenthaler zur Ordnung!

Der Kronenthaler.

Ja, ja, die neue Zeit, die alles nivellirt, geht damit um, auch uns Aristokraten nach und nach einzuschmelzen. Sobald verschwinden wir aber noch nicht! Verstanden! (Er rollt ab.)

Ein bairischer Frauenthaler.

Meine Herren, lassen Sie sich nicht irre machen, die Kronenthaler sind halt grobe Geldsorten. Meine Abstammung ist gewiß auch alt, noch älter als die des Vorredners, aber ich sehe ein, daß wir in der Weise wie vor hundert Jahren nicht mehr bestehen können. Der Zweck dieser Versammlung ist nicht eine blinde Gleichmacherei — nein, unter den Münzen muß, wie unter den Leuten, ewig ein Unterschied bestehen in Ansehen, Werth und Gewicht — aber sie müssen alle der gleichen Berechnungsart unterliegen, gleich wie alle Menschen gleich sein müssen vor dem Gesetz! (Bravo von der Gallerie.)

Ein Mecklenburgischer Schilling.

Meine Herren, in Rußland — wir sind ja Nachbarn — hat man eine sehr bequeme Rechnung; es giebt kein schöneres Geld als einen Rubel. Ein Rubel hat 100 Kopfen, und ein Kopel gilt anderthalb Pfennige. (Gemurmel.)

Die präsidirende Fünf-Gulden-Banknote.

Ich erlaube mir zu bemerken, daß wir nicht in Rußland sind.

Der mecklenb. Schilling.

Dieses würde ich mir nicht erlauben, weil sich gegen diese Bemerkung allerhand einwenden ließe. Uebrigens sage ich nur: die Rubel sind ein schönes und bequemes Geld, und es wäre zeitgemäß, sie auch bei uns einzuführen. Rußland hat schon öfters die Einigkeit Deutschlands aufrecht erhalten, und auch diesmal dürfen wir uns dahin wenden. (Großer Lärm und Rufe: hinaus! hinaus!) O meine Herren, das ist mir nichts neues, das ich hinausgeworfen werde, das ist mir in Hamburg erst neulich passiert (er salbirt sich).

Rechtigt beim Verleger.

Die präsidirende Fünf-Gulden-Banknote.

Meine Herren, die Versammlung kennt sich jetzt, und ist konstituirt. Ich hoffe, daß das nächste Mal bestimmte Anträge gestellt werden. Die Sitzung ist geschlossen. (Schluß folgt.)

Theater.

(Gingesandt.) Dienstag den 15. Jan. „Die Jäger. Ländliches Sittengemälde in 5 Akten, von Isfland.“ Mit Freuden lasen wir den Theaterzettel und versprachen uns von diesem freilich schon etwas veralteten, aber doch unstrittig eines der besten Produkte Isflands einen genussreichen Abend und fanden unsere Erwartungen ziemlich gerechtfertigt, nur glauben wir, der sonst so gefeierte Dichter muß sich in der letzten Scene darin vergriffen haben, das beim Empfang der Nachricht, wo der junge Förster als nichtschuldig erkannt wird, Alle plötzlich aus der tiefsten Traurigkeit erwachen, sammt dem Pastoren die Gläser ergriffen und das Rheinlied anstimmen. Dieser schnelle Uebergang scheint uns ein wenig unnatürlich und läßt beim Zuschauer einen peinlichen Eindruck zurück. — Die Darsteller spielten mit vielem Fleiße, besonders war Herr Berninger als Oberförster Warberger in seinem Charakter ganz wahr. — Fr. Anschütz (Oberförsterin) verdient alle Anerkennung, wir haben sie so gut noch nicht gesehen, auch gab Fr. Bartsch die Friederike ziemlich gut, und freut es uns, bemerken zu dürfen, daß sie sich das tiefe Athemholen, was oft widerlich klingt, immer mehr abzugewöhnen sucht. Hr. Stemmler (Anton) war sehr brav. Die Rolle des Pastor Seebach, wurde von Hrn. Danielsonn, die des Amtmanns Zerk von Hrn. H. Jenke ebenfalls gut dargestellt, und schien das Publikum im Allgemeinen mit der heutigen Vorstellung zufrieden zu sein.

Donnerstag den 17. Jan. Zum Erstenmale: „Romeo auf dem Bureau. Schwanke in 1 Akt nach dem Englischen von F. Wehl.“ Diese allerliebste Piéce erregte durch das Spiel des Hrn. Stemmler, der den überspannten theatralesischen Schreiber Valentin Willert ganz vorrefflich darstellte, allgemeine Heiterkeit, und verdient bald wiederholt zu werden — Hr. Stemmler wurde gerufen. — Vorher ging: „Die Reise zur Hochzeit. Lustspiel in 3 Aufzügen nach dem Französischen von Lember.“ Ueber dieses Stück läßt sich nicht viel sagen, denn es hat keinen Werth, und enthält nichts Gehaltvolles. Hätte nicht Hr. Dietrich als Storch durch seine natürliche Komik drei Akte hindurch das Publikum zu unterhalten gewußt, so wäre man wohl dem Einschlafen nahe gewesen, denn außer Hrn. Berninger (Wengwasser), der seine kleine Rolle mit gewohntem Humor durchführte, war die übrige Besetzung nur sehr passabel.

Sonntag den 20. Jan.: „Faust!“

Kirchennachricht.

Sonntag den 20. Januar.  
1. Hauptgottesdienst (9 Uhr): Pastor Greverus.  
2. „ (11 Uhr): Hofprediger Geist.  
Bibelstunde (2½ Uhr): Hülfsprediger Pralle.

Druck und Verlag von S. Klesser in Oldenburg.



# Der Beobachter

## Ein Volksblatt.

Erscheint wöchentlich zwei Mal — Mittwochs und Sonnabends — in 1/2 Bogen. Der Vorausbezahlungspreis beträgt für das Quartal 36 Grote. Auswärtige Bestellungen übernehmen alle Postexpeditionen; hiesige die Verlags-Druckerei von S. Kleiser, Haarenstraße 44. Anzeigen werden die Zeile oder deren Raum mit 1 Grote bezahlt.

XIII. Jahrgang.

Mittwoch, den 23. Januar 1856.

N<sup>o</sup> 6.

### Henri Montagne.

Von Ernst Wilhelm Ludwig.

(Schluß.)

Emil hatte das Gewehr aus Charles Händen in Empfang genommen, und Beide hatten bei näherer Besichtigung auf dem messingnenen Bügel über dem Drücker ein P. eingraviert gefunden.

Er war bald auf den Gedanken gekommen, daß dasselbe dem alten Pierre, Roberts Vater, gehört haben und von dem auf den letztern vererbt sein könne, was ihm um so wahrscheinlicher, als der Geiz des Robert ihm nie würde gestattet haben, für eine solche Sache Geld auszugeben, und hatte deshalb alsbald einen alten Arbeiter, von dem er wußte, daß er lange Zeit und bis zu dessen Tode in des alten Pierre Dienst gestanden, insgeheim zu sich beschieden, dem die Flinte vorgelegt und von ihm seine Vermuthung bestätigt gesehen.

Mit diesem alten Manne und Charles war er dann in größter Eile zu dem einige Meilen entfernten Orte des Criminalgerichts gefahren und hatte sich bei Anbruch der Nacht, so wie er dort angelangt, mit den Beiden zum Präsidenten begeben, diesem das Auffinden der alten Waffe unter Aushändigung derselben mit allen darauf bezüglichen Umständen mitgetheilt und dadurch, wie wir gesehen, zunächst den Ausschub der Hinrichtung seines Freundes bewirkt.

Der Präsident, ein umsichtiger, im Dienst ergrauter Mann, erkannte im ersten Augenblick, das nur schnelles Handeln hier am ersten und sichersten zum Ziele führen könne und daß viel darauf ankäme, Robert Pierre, der, wenn er schuldig, jetzt durch Montagne's Verurtheilung in völlige Sicherheit eingewiegt wäre, noch eher ins Verhör genommen würde, als die Nachricht von dem Ausschub der Hinrichtung des Letztern zu seinen Ohren gelange, um ihn so durch Ueberraschung zum Geständniß zu bringen.

Er begab sich also noch vor Anbruch des Tages auf die Reise, ließ sich unterwegs von Emil nochmals über Roberts Charakter und Verhältnisse, so wie über sein Auftreten und seine Lebensweise seit seines Bruders Tode unterrichten und verfügte sich gleich nach seiner Ankunft im Dorfe mit demselben und seinen beiden Begleitern nach Roberts Wohnung.

Seine auf langjährige Erfahrung gegründete Voraussetzung rechtfertigte sich vollkommen.

Der durchaus keine Entdeckung mehr ahnende Sünder verlor, als die rächende Nemesis, einem plötzlich dem Grabe entfliegenen Gespenste gleich, drohend den Arm nach ihm ausstreckte, alle Fassung und bekannte sich des Mordes schuldig.

Sein Geiz, seine Habsucht, die mit jedem erparten Thaler unerfättlicher wurden, hatten schon lange gierig nach dem Reichthum seines Bruders verlangt.

Er hatte hauptsächlich darauf hingewirkt, die Verlobung seiner Nichte mit Henri Montagne zu hintertreiben, um zunächst das Leben des Mädchens durch den nagenden Wurm des Grams zu zerstören, und mit dämonischer Freude sah er auf den erbleichenden Wangen das Gelingen seines feinen Planes. — Da zeigte sich ein neuer Freier um Madelaine, und alle seine Mühe, auch diese Werbung zu vereiteln, scheiterte an dem festen Sinne seines Bruders.

Mitklopfendem Ingrimm sah er sein schon so sicher gewonnen geglaubtes Spiel verloren gehen, als ihm Henri's blutige Drohungen hinterbracht wurden. Er vernahm sie mit allen Zeichen geheuchelten Abscheus, aber mit satanischer Hoffnung sah er ihrer Ausführung entgegen. Er harrete vergebens, er gelangte zu der Ueberzeugung, daß sie nichts als ein leeres gefahrloses Aufbrausen jugendlicher Hitze gewesen waren, und der verhängnißvolle Hochzeitstag, der das ganze Gebäude seiner gierigen Bestrebungen für immer vernichtete, rückte immer näher heran. Nur noch vierzehn Tage, dann war für ihn Alles verloren. — Dieser neue Gedanke hatte sich seines ganzen Innersten bemächtigt und quälte ihn Tag und Nacht. Ueber diesen Gedanken brütend, stand er eines Abends am Fenster, da sah er Henri, die Flinte über der Schulter, aus dem Dorfe schreiten und im Nu gestaltete sich sein schwarzer Plan, auf Kosten desselben seine unbesonnene Drohung zur That zu machen.

Er nahm sein altes Gewehr von der Wand, schlich in der Dämmerung durch seinen Garten ungesehen aus dem Dorfe quersfeldeln nach dem Hofe seines Bruders und vollbrachte den gräßlichen Mord.

Berwirth, von den Furien des Gewissens gejagt, rannte er heim und schleuderte in dem Weizenfelde die Wadwaffe weit von sich.

Am andern Tage schon überfiel ihn unendliche Angst über diese Unbesonnenheit, doch wagte er nicht, sie ungeschähen zu machen, und erst später durchstreifte er mehrere Male, die Flinte zu suchen, in verschiedenen Richtungen dieses Feld; aber immer vergebens!